

Sprache und Gesellschaft

Gedenkschrift für Hans Georg Zilian

Herausgegeben von
Josef Hödl, Klaus Posch und Peter Wilhelmer

mit Beiträgen von

Heiner Rutte
Sonja Rinofner-Kreidl
Karl H. Müller
Christian Fleck
Albert Müller
Hermann Strasser
Ulf Kadritzke
Jörg Flecker
Franz Heschl
Helmut Kramer
Andreas Thomasser
Manfred Prisching
Richard Sturn
Gunther Tichy
Peter Wilhelmer
Helmut Kuzmics
Nikolaus Dimmel
Peter Koller
Margareta Kreimer
Gerhard Benetka
Markus Tomaschitz
Rudolf Egger
Klaus Posch
Gerlinde Malli
Josef Hödl

 **VERLAG
ÖSTERREICH**
VORHALS VERLAG DER K. U. K.
HOF- UND STAATSDRUCKEREI

Wien 2007

Über wissenschaftliche Zusammenarbeit

Christian Fleck

Auch wenn die anhaltende Prominenz jener selbst nicht mehr ganz taufri-schen Modeströmung, die soziales Handeln aus den rationalen Kalkülen Ein-zelner zu erklären fordert, scheinbar Gegenteiliges nahe legt, bleibt der Ge-genstand der Soziologie doch das Aufeinander-Einwirken und das Mit- und Gegeneinander-Handeln von Akteuren, die in ihrem Tun und Lassen durch In-stitutionen und Normen in ihrer Willkür beschränkt werden. Während sich die Ökonomen mit Robinson Crusoe begnügen, um Prinzipien ihres Faches zu dis-kutieren, brauchen Soziologen stets zwei oder mehr Akteure, um analytisch in Fahrt kommen zu können. Soziale Interaktion, wie so viele andere Ausdrücke der Soziologie ein Pleonasmus, hat immer einen Zweiten zur Voraussetzung, der wenn schon nicht aktuell, so doch als Adressat, Kontrollor oder in einer an-deren Rolle zumindest imaginiert anwesend ist.

Im vergangenen Jahrhundert zogen mehr als einmal Manifeste von Sozio-logen Aufmerksamkeit auf sich, in denen die Anwendung basaler soziologi-scher Einsichten auf die Soziologie selbst eingefordert wurde. Unter Titeln wie Reflexivität, Selbstbeobachtung, Kritik der Soziologie erfreute sich diese au-toerotische Praxis einigen Zuspruch, und sofern das nicht abendfüllend zu wer-den droht, was leider nicht immer zu verhindern war, war und ist das eine durch-aus vernünftige Tätigkeit, sind doch Soziologen viel mehr als andere Wissen-schaftler immer auch Teil des eigenen Untersuchungsgegenstandes.

Diese beiden hier knapp geschilderten Besonderheiten der Soziologie hät-ten erwarten lassen können, dass Soziologen sich auch mit Interaktionen un-ter Soziologen beschäftigen. Die Zahl derartiger Arbeiten ist allerdings über-raschenderweise überschaubar klein: Sie reicht von jüngeren Versuchen, dem professionellen Handeln durch Ethikkodizes ein einklagbares normatives Kor-sett zu verpassen (wobei diese Idee beileibe nicht zuerst von und für Sozio-logen formuliert wurde, sondern in die Disziplin in einer Weise gelangte, dass man an die andauernde Gültigkeit des altehrwürdigen Gesetzes der Imitation von Gabriel Tarde erinnert wurde), über einige wenige Studien zur Zusammen-arbeit zwischen Soziologen, die es sich zumeist zur Aufgabe machen nachzu-weisen, dass in der Rezeption einer der beiden zu Unrecht geringer geachtet wird als sein Partner, bis zu einigen Beiträgen aus der Wissenschaftssoziolo-gie, in denen zwar zumeist die Kooperation von Naturwissenschaftlern analy-

siert wird, deren analytische Einsichten allerdings auch auf Soziologen Anwendung finden hätten können und von den Lesern auch meist so gelesen werden. Über Struktur und Wandel der Zusammenarbeit von Soziologen wird man am Ausführlichsten in autobiografischen Texten, biografischen Würdigungen und vor allem dem Tratsch, dessen Validität umgekehrt proportional zum Unterhaltungswert ist, informiert.

Eine, ein wenig systematischere Betrachtung des Phänomens der Zusammenarbeit zwischen Soziologen kann bei einem Rückblick beginnen und dabei versuchen, einige begriffliche Klärungen vorzunehmen. Im Folgenden wird zwischen diesen beiden Optionen hin- und hergewechselt und aus der Darstellung sollte klar werden, dass das aus gutem Grund getan wird. Dabei werden nicht alle Formen von Zusammenarbeit besprochen werden können, was seinen Grund darin hat, dass Kooperation größtenteils auf der Hinterbühne stattfindet. In Ermangelung von Zutrittsberechtigungen zu der großen Zahl von Hinterbühnen und wegen der beschränkten zeitlichen Ressourcen, die mir zur Verfügung standen, um dennoch dorthin vordringen zu können, muss ich mich wie das restliche Publikum mit dem begnügen, was als fertiges Produkt einsehbar ist – das sind im Fall der Wissenschaften die Veröffentlichungen.

Die Soziologie betritt die Bühne der Wissenschaften zu einer Zeit als ein wichtiger Wandel bereits vollzogen war. Nämlich jener, der dazu führt, dass wissenschaftliches Arbeiten als Aktivität von mehr oder weniger vereinzelt Tätigen normativ verbindlich wurde. Die Kraft, die diesen Wandel antrieb, kam aus anderen Feldern der kreativen Betätigung und färbte auf die Welt der Wissenschaftler ab. Selbst flüchtige Besucher von Kunstmuseen werden sich erinnern, unter einem älteren Kunstwerk schon einmal den Hinweis gelesen zu haben, dass dieses Werk aus der Werkstatt oder „Schule“ von XY stamme, früher XY zugeschrieben worden wäre, heute aber nicht mehr mit gleicher Sicherheit gesagt werden könne, dass XY wirklich der Schöpfer des Werkes war. Das verweist darauf, dass in vergangenen Jahrhunderten der unverwechselbare Einzelne offenkundig nicht die soziale Wertschätzung erfahren hatte, die er seither erworben hat. Feministisch inspirierte Wissenschaftshistorikerinnen machten uns darauf aufmerksam, dass in der Frühneuzeit auch Wissenschaft gelegentlich als Gruppenarbeit erledigt wurde. Astronomenfamilien teilten sich die Arbeiten untereinander auf und erst spätere Generationen schrieben deren Funde dann, wenig überraschend, dem männlichen Haushaltsvorstand zu. Im Großen und Ganzen bildete sich die moderne Wissenschaft aber schon in einer kulturellen Umwelt heraus, in der Einzelne Anspruch darauf erheben konnten, die alleinigen Schöpfer ihrer Produkte zu sein. Der im 19. Jahrhundert endemisch verbreitete Geniekult fixierte dann diese Deutung mehr oder weniger dauer-

haft, sodass man mit der Behauptung nicht falsch liegen wird, dass moderne Wissenschaft als Produktionszusammenhang vereinzelt tätiger Individuen betrachtet wurde, was zur Folge hatte, dass diese Einzelnen auch Techniken des Schutzes ihres geistigen Eigentums entwickelten und dabei (Hilfs-) Arbeiten anderer systematisch unter den Tisch fallen ließen.

Die der Frauenbewegung zu verdankende Einsicht, dass hinter jedem großen Mann eine (Haus-) Frau zu finden wäre, die ihm die Größe seiner Leistung erst ermöglichte, lässt sich unschwer auf die Welt der Wissenschaft übertragen, auch wenn hier gelegentlich nicht nur Hausfrauen eine helfende und zuarbeitende Rolle spielten. Da das Erlernen des Berufs der Wissenschaft wiederum das ältere Modell der Handwerkerlehre imitierte, war die historisch erste – und in der Geschichtsschreibung ebenso systematisch ignorierte – wissenschaftliche Hilfsarbeitergruppe jene der auszubildenden Schüler-Lehrlinge. Diese Variante der wissenschaftlichen Zusammenarbeit war und ist normativ so gut abgesichert, dass jemand, der nicht durch sie hindurchgegangen ist, nicht als voll sozialisiertes Mitglied der Gilde angesehen und daher oft als Autodidakt verunglimpft wird. Im günstigsten Fall lernt also der Lehrling von seinem Meister das wissenschaftliche Handwerk und bezahlt den Meister immateriell durch Dankbarkeit und materiell durch Zuarbeiten, wobei Letzteres dem Jüngeren dann erspart bleiben kann, wenn die Dankbarkeit besonders nachhaltig verkündet wird. Sorgen Schüler dafür, dass der Lehrer der Auffassung sein kann, über seine Lebenszeit hinaus erinnert zu werden, verzichtet er zu Lebzeiten möglicherweise darauf, reale Zuarbeiten zu fordern. Die weniger erfreulichen Lehrer-Schüler-Arrangements brauchen uns hier nicht weiter zu beschäftigen, weil sie nur jene Situation vor der Zeit eintreten lassen, die sich auch in der gelungensten Lehrer-Schüler Konstellation eines Tages einstellt: Der Lehrling meint, den Meister (nun) überflügeln zu können, womit Spannungen unvermeidlich werden, die auf zivilisierte Weise aufzulösen selten gelingt. Die Gasthaustische sind Legion, die Klagen über Chefs über sich ergehen lassen mussten. Fast scheint es, dass in der Welt der Wissenschaft entgegen ihrem egalitären Selbstbild, eine Republik zu sein, eine harmonische Beziehung zwischen den Generationen der ungewöhnliche Ausnahmefall ist. Akademischer Vätermord ist das häufigste akademische „Verbrechen“, das als solches nicht etikettiert zu werden pflegt, weil die peers des Delinquenten seine Tat moralisch nicht verurteilen.

Es wäre eine wissenschaftshistorische und -soziologische Studie wert, systematisch zu untersuchen, wie sich die unterschiedlichen Lösungen des Generationenkonflikts auf die weiteren Karrieren von Wissenschaftlern auswirken. Ob ein dramatisch inszenierter Vätermord karrierefördernd oder -hemmend ist,

ist eine offene, nur empirisch zu beantwortende Frage. Mir scheint, dass die seit Jahrhunderten tradierte Rede von den Zwergen, die auf den Schultern von Riesen standen und deswegen weiter sehen konnten, auch deswegen so beliebt ist, weil die sie zitierenden Lehrlingszwerge schon daran denken, dass sie selbst dereinst Meister adorierender Lehrlinge sein werden. Doch wie gesagt, die Varianten der Auflösung der Lehrer-Schüler-Kooperation wären eine detailliertere Untersuchung durchaus wert.

Die Meister-Lehrling-Dyade mit der dieser Konstellation inhärenten Macht- und Kompetenz-Asymmetrie grundiert alle späteren Kooperationsbemühungen und macht in Verbindung mit dem Nachhall des Geniekults die Zusammenarbeit unter Status- und Prestige-Gleichen so schwierig.

Unter jenen, die zu den Vorfahren und Gründungsvätern der Soziologie gerechnet werden, finden wir schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwei langjährig kooperierende Paare. Bekannt ist das Duo Karl Marx und Friedrich Engels, die sich wohl auch wegen ihrer ideologischen Überzeugungen leichter als andere taten. Wer die Abschaffung des Privateigentums auf seine Fahnen schreibt, sollte geringere Probleme mit der Sicherung seiner intellektuellen Urheberschaft haben. Wenn sich dann auch noch der eine der beiden damit zufrieden gibt, Finanzier, Gehilfe und Nachlassverwalter des anderen zu sein, kann eine Produktionsgemeinschaft eine lebenslange Freundschaft bleiben.

Der andere, weniger bekannte Fall ist in unserem Zusammenhang interessanter: Der französische Adelige Alexis de Tocqueville kooperierte mit einem von ihm als gleichrangig Angesehenen, dessen Name heute nur noch Spezialisten etwas sagt. Bekanntlich entstand Tocquevilles *Über die Demokratie in Amerika* im Anschluss an eine Erkundungsreise in die damals noch sehr jungen Vereinigten Staaten und in biografischen Darstellungen findet man den Hinweis, Tocqueville habe die USA gemeinsam mit Gustave de Beaumont bereist. Die beiden Franzosen gleichen den ein wenig jüngeren, vorhin erwähnten Deutschen darin, dass auch ihre Freundschaft ein Leben lang hielt. In beiden Fällen waren die wissenschaftlich kooperierenden zuerst Freunde und wurden erst danach zu Zusammenarbeitenden. Das Paar Tocqueville und Beaumont kann für sich in Anspruch nehmen, das erste Team gewesen zu sein, das charakteristische Züge moderner Sozialforschung vorwegnahm. Die beiden jungen Aristokraten unterbreiteten einem Minister einen Vorschlag für eine Forschungsaktivität, von der sie annahmen, sie läge im Interesse des französischen Staates, nämlich die Untersuchung des amerikanischen Strafvollzugssystems, von dem Beaumont im Vorfeld zu berichten wusste, es sei so effizient, dass „nur jeder 32. Verurteilte rückfällig würde.“ (Jardin 2005, 85) Ih-

rer Zeit voraus waren die beiden wohl auch insofern, als zumindest einer der beiden Forschungsreisenden, nämlich Tocqueville, den Auftrag mit Mentalreservation akzeptierte. Er wollte die Gelegenheit der Studienreise nutzen, eigentlich etwas anderes zu untersuchen. Die Arbeit zu diesem anderen Thema wurde dann weit bekannter als der dem französischen Justizminister abgelieferte, damals noch nicht so genannte, Endbericht, dem die beiden Feldforscher elf Zwischenberichte vorangehen hatten lassen, die sie aus den USA an den Auftraggeber gesandt hatten. Was nach der Rückkehr von der neunmonatigen Forschungsreise zu tun blieb, war Schlussfolgerungen aus dem Gesehenen zu Papier zu bringen. Das Buch, das diese enthielt, erschien ein Jahr nach ihrer Rückkehr und erhielt wenig später einen Preis, der als Entgelt für die Reisekosten fungierte, da die beiden zwar im Auftrag des Ministers die USA bereisten, sich die Unkosten aber erst auf diesem Umweg refundieren lassen konnten. Das Beaumont und Tocqueville als Autoren ausweisende Buch wurde in späteren Jahren von den beiden Freunden bei verschiedenen Gelegenheiten einmal als gemeinsames, dann wieder als ein Werk, für das einer der beiden mehr geleistet habe, ausgegeben. Auch in dieser Hinsicht, der Frage, wer welchen „Kredit“ in Anspruch zu nehmen berechtigt sei, waren die beiden adeligen Reisenden ihrer Zeit voraus. Wie auch immer Kooperationspartner die Frage der Aufteilung des Ruhmes untereinander gelöst haben mochten, die Geschichte fällt ihr eigenes Urteil: Marx und Tocqueville gingen in den kollektiven Erinnerungshaushalt ein und deren beide Freunde kennen und nennen nur Spezialisten.

In der Entwicklung der Sozialwissenschaften stehen diese beiden Duos für etwas, das Robert K. Merton in etwas anderem Zusammenhang „pattern of prematurity“ (Merton 1976, 139) nannte – sie waren ihrer Zeit voraus. Das wurde wohl deshalb möglich, weil sie nicht Teil der akademischen Welt waren und ihre beruflichen Karrieren nicht den Anforderungen des sich herausbildenden universitären Status- und Prestigesystems unterordnen mussten. Diejenigen, die in dieses System eingebunden waren, folgten in ihren Ambitionen dem Modell der Einsamkeit und Freiheit akademisch verfasster Wissenschaft und das bedeutete im langen 19. Jahrhundert, dass Professoren sich als Herrscher kleiner Fürstentümer sahen, die neben sich niemanden dulden durften, da ihnen eine derartige Nachlässigkeit als intellektuelle Schwäche ausgelegt worden wäre. Die sich ausbildende Prestigeordnung erforderte von jenen, die eine Lehrkanzeln anstrebten oder diese einnahmen, eine Selbstdarstellung als unverwechselbare Originalgenies. Da sich in den meisten wissenschaftlichen Disziplinen die Währungseinheit Buch durchsetzte, mussten in dieser Zeit auch Mediziner wie Theodor Billroth und Chemiker wie Justus Liebig diesem Format Tribut entrichten. Titel wie *Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie in*

fünfzig Vorlesungen. Ein Handbuch für Studierende und Ärzte (Billroth) oder *Chemische Briefe* (Liebig) verweisen darauf, dass schon damals die Monografie als Medium der Weitergabe neuen Wissens anachronistisch war.

Die Zusammenarbeit Gleichrangiger hin bis zur gemeinsamen Publikation ist ein Produkt des 20. Jahrhunderts und betritt zuerst in den USA die Bühne. Der früheste Fall ist in der Soziologie die von William I. Thomas und Florian Znaniecki gemeinsam unternommene Untersuchung über *The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an Immigrant Group*, die zuerst in fünf Bänden zwischen 1918 und 1920 erschien. Später, ohne Untertitel und auf nur noch zwei Bände verkürzt, wurde diese Arbeit zu einem Klassiker der Sozialforschung, auch wenn die wenigsten Leser über die Methodologische Einleitung hinausgekommen sein dürften. Der Grund für die Zusammenarbeit der einander davor Unbekannten liegt auf der Hand. Der Amerikaner Thomas stieß auf Briefe und andere persönliche Dokumente polnischer Immigranten und benötigte jemanden, der ihm bei der Analyse behilflich war. Das eigentlich Überraschende ist, dass Thomas dafür den polnischen Philosophen und Direktor einer Emigrationsorganisation nach Chicago einlud, ihm zu einer Stelle als Lektor verhalf und ihn nach Abschluss der Arbeiten auch zum Ko-Autor machte. Das war möglich geworden, weil in Gestalt von Helen Culver jemand die Bühne betreten hatte, der Thomas 1908 \$50.000 (heute entspricht das nahezu einer Million Dollar) zur Erforschung des Problems der Immigration angeboten hatte. Dank des „Helen Culver Fund for Race Psychology“ konnte Thomas zahlreiche Europareisen machen und verfügte über so viel Mittel, dass das Engagement von Mitarbeitern schon fast obligatorisch war.

Das Zusammentreffen einer sozialpolitisch interessierten und engagierten Erbin eines Millionenvermögens, das ihr ein Cousin hinterlassen hatte, der es im Immobiliengeschäft zu Reichtum gebracht hatte, mit einem ebenso unternehmungsfreudigen Soziologen begründete die Praxis der Förderung sozialwissenschaftlicher Forschung durch philanthropische Einrichtungen.

Reichlich zur Verfügung stehende Finanzmittel schufen eine neue Form der Organisation von Forschung, die es mit sich brachte, dass Zusammenarbeit zum Standard wurde. Als bald bildeten sich Projekte und Teamforschung heraus, wobei erstere Fröstigkeit in die Welt der Wissenschaft brachten und letztere Muster der Kooperation einer stratifizierten Forschergruppe etablierten. Wollte ein Projektleiter die Quelle kontinuierlicher Drittmittelfinanzierung nicht versiegen lassen, musste er seine Arbeitsvorhaben so dimensionieren, dass sie innerhalb für akademische Verhältnisse sehr knapper Zeithorizonte fertig gestellt werden konnten. Das funktionierte nicht ohne Mithilfe ande-

rer, was neue Konstellationen der Zusammenarbeit begründete. Anders als der Pionier Thomas, der mit Znaniecki zwar einen um 19 Jahre jüngeren, aber nach damaligem Verständnis Etablierten zum Mitarbeiter erkor, bürgerte sich bald jene Praxis ein, die bis heute besteht. Demnach sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Forschungsprojekten üblicherweise nicht nur deutlich jünger als der Projektleiter, sondern befinden sich noch in Ausbildung oder jener ausbildungsähnlichen Position, für die die Bezeichnung „post-doc“ kreiert wurde. Der wesentliche Unterschied zum traditionellen Lehrer-Schüler-Verhältnis ist darin zu sehen, dass in der Projektforschung der Lehrer/Projektleiter die Mitarbeiter aus seinen Schülern rekrutiert, während traditionellerweise Schüler sich ihre Lehrer suchen (oder die Paarung zufällig zustande kommt). Die Arbeitsbeziehungen in Projekten näherten sich im Laufe der Jahrzehnte dem konventionellen Modell des Vorgesetzten und Angestellten an, blieben aber immer ein Stück weit Lehrer-Schüler-Verhältnisse.

Projekte, in denen überwiegend Statusgleiche kooperieren, findet man vor allem in den von der Europäischen Kommission finanzierten multinationalen Forschungsteams, die auf der Ebene der transnationalen Partner aus statusgleichen Arrivierten bestehen, die an ihrem Ort dann wie gewöhnliche Projektleiter einer Gruppe von untergeordneten Mitarbeitern vorstehen.

Eine andere Form der Zusammenarbeit von statushohen Gleichen findet man nur in jenem Feld, wo Regierungen Expertengremien einberufen, um Berichte zur Familie, Gentechnik, Atomenergie oder der Integration neuer Bundesländer aushandeln zu lassen. Deren intellektuelle Produkte sind meist von einigem politischen Gewicht, gehen aber selten wegen ihrer bahnbrechenden Forschungsergebnisse in die Geschichte der Wissenschaften ein. Die Berichte der deutschen „Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern“ bilden hier vielleicht die sprichwörtliche Ausnahme, begründeten sie doch die seither so genannte Transformationsforschung.

Bevor die Teamforschung zum vorherrschenden Modus soziologischer Zusammenarbeit wurde, traten Ehepaare mit Gemeinschaftswerken an die Öffentlichkeit. Zwei Paare des 19. Jahrhunderts können als Vorläufer erwähnt werden: Die Biographen sind sich einig darin, dass John Stuart Mill viele intellektuelle Anregungen Harriet Taylor verdankt, doch gemeinsam gezeichnete Veröffentlichungen der beiden gibt es nicht. Das Gegenteil trifft auf das Ehepaar Beatrice und Sidney Webb zu, die für mehr als ein Dutzend Veröffentlichungen gemeinsam verantwortlich zeichneten. Die Umtriebigkeit der Webbs war notorisch, sie gründeten gemeinsam mit anderen Fabiern die London

School of Economics und den *New Statesman* und überschütteten den Markt mit sozialpolitischen Pamphleten und historischen Analysen. Unter denen, die sich selbst schon als Soziologen verstanden, ist der schon erwähnte W. I. Thomas wiederum einer der Pioniere. Sein gemeinsam mit Dorothy Swaine Thomas verfasstes Werk *The Child in America* (1928) und Robert und Helen Lynd's *Middletown* (1929) sind zwei der frühesten soziologischen Veröffentlichungen, die (spätere) Ehepartner zu Autoren hatten. Bei der Reihenfolge der Autoren musste das „Ladies first“-Prinzip dem Primat des pater familias den Vortritt lassen. Die Ehefrauen mussten auch bei der Auszahlung des gemeinsam erworbenen Ansehens in Form akademischer Anerkennung ihren Männern den Vortritt lassen. Helen Merrell war sechs Jahre älter als ihr Ehemann und erlangte ihre erste Universitätsstelle im Jahr nach dem Erscheinen von *Middletown* am Sarah Lawrence College in Bronxville, New York. Robert Lynd landete dank des gemeinsam verfassten Buches hingegen 1931 an der prominenteren Columbia University, die *Middletown* als Dissertation akzeptierte und ihm eine Stelle anbot. Die Auswirkungen der akademischen Produktionsgemeinschaft auf die Karrieren der beiden Thomases folgten weniger den sozial vorgeschriebenen Mustern, was aber wohl vor allem damit zu tun hatte, dass die beiden einen Altersunterschied aufwiesen, der das Paar auch als Lehrerschülerin-Konstellation erscheinen lassen kann. W.I. war 36 Jahre älter als Dorothy und hatte eine Ehe und seine akademische Karriere bereits hinter sich, als er mit seiner späteren Ehefrau gemeinsam das oben erwähnte Buch veröffentlichte. Seine Stelle an der University of Chicago hatte er wegen eines öffentlichen Skandals verloren und konnte den Rest seines Lebens keine reguläre Stelle mehr erobern. Er erhielt zwar weiterhin von philanthropischen Stiftungen Zuwendungen, musste sich aber auf Drängen der Geldgeber in den ersten Jahren nach dem Skandal damit abfinden, dass Gemeinschaftswerke ohne ihn als Mitautor veröffentlicht wurden. Dorothy Swaine Thomas gelang eine bemerkenswerte akademische Karriere, auf die das gemeinsam mit ihrem Mann veröffentlichte Buch relativ geringen Einfluss hatte. Man könnte noch einige weitere soziologische Ehepaare nennen, die gemeinsam publizierten, zunehmend zeichnen die Autorenduos aber ihre Veröffentlichungen nicht mit dem gemeinsamen Familiennamen, sondern treten der Leserschaft als selbständige Autoren gegenüber. Komplikationen, die durch die Nennung der Ehenamen entstehen, illustriert *Die Arbeitslosen von Marienthal*, dessen Erstausgabe von 1933 als Autorinnen Marie Jahoda-Lazarsfeld und Hans Zeisel nennt und oft genug (sachlich durchaus zutreffend, aber bibliographisch inkorrekt) als „Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel“ zitiert wurde. Paul Lazarsfelds dritte Ehefrau Patricia Kendall vermied derartige Konfusion und zeichnete ihre Veröffentlichungen immer nur mit ihrem Mädchennamen, dem sie als Mittelname ein unscheinbares L. (für Lazarsfeld) hinzufügte.

Die Zusammenarbeit von Intimpartnern scheint im Laufe der Jahrzehnte durchaus nicht seltener geworden zu sein, sie verbirgt sich jedoch immer öfter hinter Autorennamen, die die Besonderheit der Beziehung zwischen den beiden Kooperierenden nicht erkennen lassen. Die demonstrative Individualität der beiden Verfasser, die tatsächlich mehr als nur eine Arbeitsbeziehung verbindet, erlaubt es beiden, je eigene Wege des Reputationsverwertung zu gehen, was die möglicherweise später notwendig werdende Gütertrennung erleichtert.

Im Durchgang durch die Geschichte der Zusammenarbeit unter Soziologen haben wir also drei Muster identifiziert: Das Freundespaar, das hierarchisch integrierte Team und die Intimpartnerschaft. Die Kooperation von Statusgleichen, die nicht durch freundschaftliche oder Intimbeziehungen miteinander verbunden sind und die mehr ist als Ko-Herausgeberschaft oder ähnlich periphere Gemeinschaftsarbeit, ist in der Geschichte der Sozialwissenschaften bemerkenswert selten anzutreffen.

Warum sind Kooperationen wie jene zwischen dem Nationalökonom Oskar Morgenstern und dem Mathematiker John von Neumann, die mit *Theory of Games and Economic Behavior* 1944 immerhin eines der Gründungsdokumente der Spieltheorie hervorgebracht hat, so selten?

Warum haben es die beiden Freunde Robert Merton und Paul Lazarsfeld in ihrer vier Jahrzehnte währenden Zusammenarbeit auf gerade drei gemeinsam geschriebene Veröffentlichungen gebracht (von denen der gemeinsam gezeichnete Vorschlag zur Gründung eines Instituts, das dann als Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences doch ganz anders aussah als es in „A Professional School for Training in Social Research“ skizziert worden war, im vorliegenden Kontext nicht relevant ist)? „Friendship as a Social Process: A Substantive and Methodological Analysis“ (Merton & Lazarsfeld 1954) liefert eine Antwort auf die hier aufgeworfene Frage. Dem Leser fiel es leicht festzustellen, dass die beiden Autoren jeweils einen Teil verfassten. Da die beiden ihre Teile namentlich zeichneten, kann sich der Leser die hermeneutische Übung sogar sparen. Freundschaft kann nach Merton aus zwei Formen von Affinität entstehen, die er Mitte der 1950er Jahre in souveräner Missachtung möglicher Zweideutigkeit „homophily“ und „heterophily“ nennt: Ähnlichkeit oder Verschiedenheit in Bezug auf bestimmte Merkmale. Ist aber einmal ein Band der Freundschaft zwischen zwei Personen geknüpft, tendiert das Paar zur Ausbildung von Wertübereinstimmung. Wenn diese nicht möglich ist oder nicht angestrebt wird, kann die Freundschaft nur um den Preis der Vermeidung der expliziten Thematisierung der Nichtübereinstimmung aufrechterhalten werden.

Paare, die regelmäßig miteinander streiten, eint zumindest die geteilte Freude am Streit.

Mit ihrer Analyse liefern Lazarsfeld & Merton nicht nur implizit eine Antwort auf die Frage, warum sie, die gemäß einer rückblickenden Kalkulation Mertons über Jahrzehnte hinweg täglich mehrere Stunden diskutierend verbrachten, nicht häufiger gemeinsam publizierten, sondern stellen auch ein begriffliches Werkzeug zur Verfügung, das die Seltenheit der Zusammenarbeit unter statusgleichen Soziologen und anderer Angehöriger auf denkerische Originalität erpichter Disziplinen zu erklären vermag.

Kooperationswillige (Soziologen) mögen anfangs zueinander finden, weil sie sich aus Übereinstimmung oder aufgrund ihrer offensichtlichen Unähnlichkeit intellektuell attraktiv finden. Im Verlauf der Zusammenarbeit müssten sie sich aber ähnlich werden – und das genau ist es, was Soziologen wie alle anderen Intellektuellen nur schwer ertragen können: zu sehen, dass sie keineswegs so unverwechselbar, originell und singulär denken, wie sie das, um der Aufrechterhaltung des Anscheins ihrer Einzigartigkeit willen, gerne von sich behaupten.

Wissenschaftliche Zusammenarbeit unter Statusgleichen, die zu gemeinsamen Veröffentlichungen führt, funktioniert also nur, wenn sie komplementäre Kompetenzen in die Kooperation einzubringen gewillt und in der Lage sind, die sie wechselseitig nicht nur respektieren, sondern für die jeweils zu bewältigende Arbeitsaufgabe für essentiell halten. Da von einer Veröffentlichung immer noch erwartet wird, dass sie aus einem Guss ist, dass sie eine These oder eine klar erkennbare Argumentationslinie zu enthalten habe, kann das von zwei (oder gar mehreren) Autoren nur zuwege gebracht werden, wenn sie einander ergänzen. Ist diese Arbeit vollbracht, ist das zusammengefügte Werk aber dann eines und kann nicht mehr individualisiert werden. Erfolgreiche Ergänzungen, wie sie im Fall von Morgenstern und von Neumann augenscheinlich sind, lassen sich nicht auf beliebige andere Felder ausdehnen, weshalb eine Fortsetzung der Kooperation maximal ungleicher Partner unwahrscheinlich ist und höchstens in der Form eines späteren, nochmaligen Blicks auf die einst gelungene Zusammenarbeit anzutreffen ist.

Freundschaft als Modus der Zusammenarbeit funktioniert unter Wissenschaftlern auf der Hinterbühne, wo sich auch extrem Verschiedene bei der Vorbereitung ihrer je individuellen Auftritte durchaus fruchtbar austauschen, ja sogar miteinander streiten können, ohne dass die Freundschaft darunter leiden muss.

Die Zusammenarbeit in hierarchisch integrierten Teams klappt hingegen vor allem deswegen, weil die fixierten Rollen jeweils von anderen Personen eingenommen werden. Wer heute Mitarbeiter in einem Projekt ist, mag morgen schon der Leiter seines eigenen Projekts sein. Insofern ist die Teamforschung seit Lazarsfelds Tagen, der das von Beginn seiner Karriere als Direktor von Forschungsinstituten so sah, unverändert eine Veranstaltung der antizipatorischen Sozialisation, wo die Jüngeren am Rollenmodell der Älteren lernen können, um sich dann eines Tages, sei es in Form des akademischen Vätermordes oder in friedlicheren Formen, aus dem Verband der akademischen Primärsozialisation zu lösen.

Die Zusammenarbeit unter Sozialwissenschaftlern ist ein sehr empfindliches Pflänzchen, einige Bedingungen, die eine lange Blüte unwahrscheinlich machen, wurden hier angeführt, dass sie eine erfreuliche Erfahrung sein kann, steht auf einem anderen Blatt, sei am Ende aber ausdrücklich festgehalten.

Zitierte Literatur

- Jardin, Andre (2005): *Alexis de Tocqueville. Leben und Werk*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Lazarsfeld, Paul F. & Robert K. Merton (1954): Friendship as a Social Process: A Substantive and Methodological Analysis. In: *The Varied Sociology of Paul F. Lazarsfeld*. Writings Collected and Edited by Patricia L. Kendall. New York: Columbia University Press 1982, 298–348.